Zwei Freundinnen.

Roman von W. Heimburg.

(9. Fortsetzung.)

Sie hatte das Zimmer der jungen Frau nicht mehr betreten; aber sie glaubte doch jeden Augenblick, Waldemar oder die Jungfer oder Frau Rein würde kommen, um sie zu rufen. Vergebens!

„Darf ich bitten, Fräulein Lucie," sagte Waldemar am Schluß des Mittagessens, „daß Sie sich in ungefähr einer Stunde in mein Zimmer bemühen? Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen — eine Bitte."

Sie nickte stumm.

„Ich fahre heute Abend fort und bleibe möglicherweise bis morgen Abend aus; ich habe dort — doch später davon, jetzt muß ich noch Einiges an meinem Schreibtisch besorgen." In der Thür wandte er sich noch einmal. „Was haben Sie mit Hortense?"

„Nichts! Ich frage mich vergeblich, was ich ihr gethan."

„Sie wissen auch nicht, was gestern dieser Herr Rostan zu ihr sprach?"

„Nein; Hortense hat schon lange, lange kein Vertrauen mehr zu mir."

„O, es ist nichts, wird nichts sein," tröstete er zerstreut und verließ das Zimmer.

Lucie machte einen Gang durch den Park.

Sie saß da stundenlang, nur zuweilen den Kopf nach dem Park wendend, durch dessen üppiges Laub das Schlößchen schimmerte. Mitunter machte sie eine Bewegung, als wollte sie aufstehen und zurückkehren, blieb aber, einer anderen Regung nachgebend, doch festgebannt an ihrem Platz. Endlich hörte sie Schritte und ging nun rasch dem Parkthore zu.

Hinter ihr kam ein Mann, ein Postbote, die kleine schwarze Mappe in der Hand. Er schritt grüßend an ihr vorüber. Als sie gleich nach ihm den Park betrat, wandte er sich: „Eine Depesche an Fräulein Walter."

„Bitte, geben Sie." Sie bezahlte den Mann und las stehen bleibend:

„Baron gestern Abend Schlaganfall, einseitig gelähmt. Suchen Sie Hortense schonend zu benachrichtigen.

Bertin."

Auch das noch! Wie würde diese Nachricht auf Hortense wirken! Sie ging langsam dem Hause zu.

„Der Herr hat nach Ihnen gefragt, Fräulein," scholl Frau Reinen's Stimme aus dem Souterrain.

Sie hatte es ganz vergessen; nun konnte sie ihm zugleich Mittheilung machen von dem Telegramm; es war doch schließlich seine Angelegenheit, Hortense vorzubereiten.

„Ich habe eine Bitte an Sie," begann er, „eine große Bitte —" er sprach langsam, „morgen früh schieße ich mich mit Rostan — und —"

Ein leiser Schreckensruf antwortete ihm.

„Ruhig!" fuhr er noch leiser fort. „Sie wissen, weshalb. Ihrer Diskretion bin ich versichert. Hier in meinem Schreibtisch, im Schube rechts, liegt mein Testament und ein Brief an Hortense, für den Fall, daß — Sie verstehen mich wohl. Hier übergebe ich Ihnen nun den Schlüssel. Ich habe nur noch die innige Bitte an Sie: verlassen Sie das arme Wesen nicht; sie wird Ihrer Freundschaft bedürftiger sein, denn je! Ich habe ihr gesagt, daß ich zu einer Abendgesellschaft geladen bin, an die sich morgen eine Hühnerjagd anschließen wird, habe auch bereits Abschied von ihr genommen. Sie ahnt ja nichts; sie hat mir nicht einmal die Hand gedrückt. In dem Briefe dort —" er brach ab — „auch Sie, Lucie, sagen Sie es ihr später noch einmal, daß ich sie sehr geliebt habe."

Er hatte des Mädchens Hand ergriffen und zog sie an seine Lippen.

„Leben Sie wohl, Lucie, vielen Dank! Der Wagen wartet; Gott gebe uns ein Wiedersehen!"

Er ergriff hastig Hut und Ueberzieher und verließ eilends die Stube.

Lucie, die einen Augenblick regungslos gestanden, eilte jetzt zur Thür des Ankleidezimmers hinüber, welches sich neben der Schlafstube befand; sie wußte nun, daß sie Hortense nicht einen Augenblick allein lassen dürfe; alles Andere war vergessen. Betroffen wich sie zurück, hinter den Vorhängen — stand Hortense.

„Ich habe Dich erschreckt?" fragte die junge Frau unheimlich ruhig. „Verzeih!"

„Einen Augenblick nur, Hortense. Gott sei Dank, daß es Dir besser geht!"

„Komm her," sprach die junge Frau und faßte Luciens Hand, „setze Dich da, neben mich —" sie drückte das bebende Mädchen auf einen Divan. „Ich will Dich um etwas bitten."

„Bitte, Hortense."

„Geh fort von hier — wenn es Dich nicht schon zuviel kostet; sonst — will ich es thun," stieß sie hervor.

„Ich verstehe Dich nicht, Hortense, bis auf das Eine, daß ich Woltersdorf verlassen soll."

Die junge Frau in ihrem weißen Morgenkleide bebte an allen Gliedern: „Lucie, Du sagtest immer, Du habest mich lieb. Wäre es wahr gewesen, müßtest Du schon lange —"

„Gegangen sein?" schrie das Mädchen auf.

„Ja, Du mußtest sehen, wie ich litt."

„O, war ich denn blind bisher?" jammerte Lucie. „Hortense, was verbrach ich nur, daß Du mir dies anthust, daß Du mir das Schlechteste zutraust, was man von einem Mädchen glauben kann, daß Du mir nachschleichst, um —" Sie war plötzlich auf den Füßen. „Leb' wohl, ich gehe!"

„Bleib'; ich bin noch nicht fertig. Lucie, Du sollst erst wissen —"

„Ich will nichts wissen, Du hast mich auf den Tod beleidigt!"

„Luz! Nein, bei Gott, ich bin Dir nicht nachgeschlichen!" rief Hortense. „Ich denke nicht schlecht von Dir! Ich wollte Waldemar Adieu sagen; mich trieb es mit sonderbarer Angst zu ihm, und da — o Luz, Du kannst ja nicht dafür, er mußte Dich ja lieb gewinnen, Du bist der Sonnenschein im Hause, das einzige Licht für ihn. Ich — wenn Du nicht gewesen, wer weiß, ob er es so lange ertragen hätte mit mir!"

Sie glitt vor Lucie auf die Erde und umfaßte ihre Knie.

„Lucie, Du mußt es hören, mußt wissen, daß ich ihn liebe, daß ich ihn Dir nicht gönnen will, nein — ich will, ich will es nicht! Sage mir die Wahrheit, was ist eben hier geschehen? Bin ich ihm gleichgiltig geworden? Hat er Dir — gestanden?"

Lucie sprang empor, bebend, glühend. Sie faßte sich an die Stirn und stieß mit der andern Hand die junge Frau zurück, die noch immer auf den Knieen vor ihr lag.

„Sprich, Lucie!"

„Ja!" sagte das Mädchen mühsam die Worte hervorstoßend, „ich will sprechen — ich breche mein Wort, aber Du, Du bist schuld daran; nicht einen Augenblick darf ich die Rechtfertigung des Mannes aufschieben, der hier eben vor mir gestanden. Er trug mir Grüße auf für Dich; er bat mich, Dir zu sagen, daß er Dich mehr geliebt, als Du je geahnt; er bat mich, Dich nicht zu verlassen, wenn —" sie stockte.

Hortense verharrte regungslos; ihre weiße Gestalt zeichnete sich deutlich ab gegen den dunklen Teppich, auf dem sie kniete.

„Wenn ihn ein Unglück treffen sollte," vollendete Lucie, „er schießt sich mit Rostan um Deinetwegen." Das Letzte war fast unverständlich.

Hortense gab keinen Laut von sich.

„Steh' auf!" sagte Lucie fast rauh. „Dort in dem Schreibtisch liegt sein Abschiedsbrief." Und sie faßte den Arm der jungen Frau. „Steh' auf! Ich konnte Dir diese Stunde nicht ersparen, Deinet- und seinetwegen nicht. Ich will bei Dir bleiben bis morgen, wie ich ihm versprach, und Dir tragen helfen; dann gehe ich. Komm, fasse Dich!"

Hortense richtete sich empor, langsam, als sei sie nicht Herr ihrer Glieder.

„Den Wagen," flüsterte sie, „ich will zu ihm; den Wagen!"

Und sie war im nächsten Augenblick an der Thür und drückte den Knopf der elektrischen Klingel.

„Wozu das?" sagte Lucie, „wir wissen Beide nicht, wohin er gefahren. Sieh ein, daß, selbst wenn Du ihn erreichen könntest, Dein Erscheinen ihm unnütze Aufregung bereiten würde in einem Augenblick, wo er so besonnen wie möglich bleiben muß. Eine Flasche Selterswasser!" wandte sie sich an den Diener, der eben eingetreten war. Nun trat sie nahe zu der jungen Frau.

„Fasse Dich, ertragen muß es sein; ich konnte nicht anders handeln!"

Ihre Stimme hatte einen ungewohnten Tonfall; aller Klang schien daraus entschwunden und als sie das Licht auf dem Schreibtisch anzündete, trafen seine Strahlen unheimlich veränderte Züge. Es war das weiche traurige Mädchenantlitz nicht mehr; es war ein hartes Gesicht, dessen Lippen im Schmerz zuckten.

Hortense saß wie vernichtet auf dem kleinen Stuhle, dessen Lehne, aus dem Geweih eines Schauflers hergestellt, ihr kaum eine Stütze bot. Sie hielt die Hände ineinandergelegt auf dem Schooß und starrte vor sich hin.

„Trinke," bot Lucie und reichte ihr ein Glas Selters, das sie eben eingeschenkt.

Hortense hob den Blick, und die Beiden sahen sich an; in den Augen Luciens lag der Ausdruck, den Hortense schon einmal gesehen, als nach Empfang der Todesnachricht Mathildens das Mädchen vor sie getreten war, drohend und verächtlich.

„Lucie, verlaß mich nicht!" stotterte sie.

„Ich bleibe bei Dir, bis er wiederkehrt, Hortense."

„Bis er wiederkehrt! Wird er wiederkehren? Nein, Lucie, ich ertrage die Qual nicht; ich glaube, ich verliere den Verstand!"

Sie schritt im Zimmer auf und ab und blieb vor dem Schreibtisch stehen. „Wo liegt der Brief?"

„In dem oberen Schube, rechts. Hier ist der Schlüssel."

Hortense nahm mit zitternden Händen das Schreiben von der bezeichneten Stelle, setzte sich an den Tisch und las:

„Wenn Du dieses Blatt Papier in der Hand hältst, so bist Du frei, Hortense, bist Du Wittwe. Fast wünsche ich, daß ich nicht umsonst geschrieben: sehe ich doch, daß Du nicht glücklich neben mir bist; glaub' ich doch zu wissen, daß Du nie ein Herz zu mir fassen wirst. Ich habe schwerer darunter gelitten, als ich es Dir zeigte. Zürnen darf ich Dir nicht; Du hast mir nie eine Zuneigung geheuchelt; es war vermessen von mir, zu glauben, daß eine so treue, tiefgefühlte Liebe, wie ich sie Dir entgegengebracht, nothwendig früher oder später Erwiderung finden müsse. Ich habe mich geirrt! Das ist meine Schuld! Ich schlage mich mit Rostan, Du wirst das Nähere von Lucie erfahren.

Leb' wohl, Hortense, hab' Dank auch für das Wenige, was Du mir gegeben; mögest Du glücklicher sein in Deinem späteren Leben! Waldemar."

Eine dunkle Röthe hatte allmählich ihr Gesicht überzogen; sie breitete die Arme über das Papier und barg ihr Gesicht hinein; ihr Körper bebte. „Er wird sterben, weil ich ihn liebe — um meinetwillen! Und ich kann ihm nicht mehr sagen, daß er mir so theuer ist wie nichts auf der Welt!"

Wieder sprang sie auf.

„Rede, weßhalb er Rostan forderte! Bloß weil er sich taktlos benahm? Er hat ja nicht hören können, was dieser Mensch zu mir sprach."

„Er hat Deinen Vater und Dich beschimpft, Hortense. Erinnere Dich des Briefes, den Peter brachte, als Ihr eben zum Standesamt fahren wolltet! Dein Mann hat sich damals schon vorgenommen, ihn zu fordern, wußte aber nicht mit Bestimmtheit, ob er wirklich der Schreiber sei; und außerdem hielt sich Rostan bis jetzt in Schweden auf."

„Waldemar wußte vom Papa? Wußte —?"

„Alles, Hortense, schon ehe er ein Wort mit Dir gesprochen, ehe er Dich gekannt."

„Er ist in A., Lucie, ich weiß es!" rief die junge Frau, „wo sollte er auch sonst sein? Rostan's Gut liegt in der Nähe. Ich muß ihn sprechen — hörst Du — ich muß! Ich fahre hinüber, hindere mich nicht!"

Abermals klingelte sie, daß es durch das Haus scholl. „Er muß in A. sein, glaubst Du nicht? Lucie, ich bitte Dich, sprich ein Wort! Die Hella vor den Wagen, und halten Sie sich bereit, mitzufahren!" befahl sie dem eintretenden Diener.

Stillschweigend trug Lucie die Sachen herzu, Tücher und Mäntel, und stumm schwang sie sich neben Hortense auf den hohen Sitz. Und nun sauste das feurige Thier mit dem leichten Gefährt durch die dunklen Alleen des Parkes und flog in das Freie. Der Mond sandte durch Wolken ein schwaches Dämmerlicht; wie ein weißer endloser Streifen lag die Chaussee vor ihnen. Hortense ließ das Thier wie rasend gehen; die ganze große Leidenschaft, deren sie fähig, preßte sich auf ihrem schönen Gesichte aus, daß unter dem dunklen Filzhütchen wie Marmor hervorleuchtete.

Beide schwiegen.

Sie hatten ein Dorf zu durchfahren, es lag schon in tiefem Schlafe; aus den kleinen Gärten kam der Duft der Reseda; hier und da war noch ein Fenster hell; ein Hund wurde wach und bellte hinter dem Wagen drein. Vor dem Chausseehause am Ende des Dorfes lag der Schlagbaum nieder. Hortense pochte mit dem langen Peitschenstiel gegen das Fenster. Niemand antwortete. Eine furchtbare Ungeduld malte sich in ihren Zügen.

Plötzlich wandte sie um, fuhr im Trab ein Stück zurück, bog in einen Feldweg und kam jenseit des Chausseehauses durch den nicht allzu tiefen Graben wieder auf die Landstraße. Das Gefährt hatte dabei fast auf der Seite gelegen. Der Diener murmelte etwas zwischen den Zähnen; sie schien es nicht zu bemerken; Lucie hatte sich krampfhaft an die niedrige Sitzlehne gehalten, sie sah noch blasser aus als vorher, aber kein Schreckenslaut war über ihre Lippen gekommen. Hella sprang nach einem Peitschenhieb in Galopp an, der sich in einen schlanken Trab verlor, und da, am Ende des Weges, schimmerten bereits die Thürme der Stadt.

Nach wenigen Minuten rasselte der Wagen über das Pflaster der stillen Gassen und hielt vor dem einzigen anständigen Hotel des Ortes, dem Gasthof zur „Goldenen Forelle". Das Thier zitterte und war mit Schaumflocken bedeckt; Hortense hatte kein Auge für den sonst so gehätschelten Liebling. Ein Kellner kam schlaftrunken aus dem schwach erleuchteten Thorwege daher, und der Hausknecht läutete die Glocke.

„Ist Herr Weber aus Woltersdorf hier?"

„Nein, gnädige Frau."

Die Hand mit dem Zügel sank herab. „Nicht hier? Wirklich nicht?" klang es noch einmal mit versagender Stimme.

„Nein."

Sie lenkte um. Schritt vor Schritt fuhr sie zurück.

„Gnädige Frau nehmen den falschen Weg. Bis E. kommen wir nicht mehr mit der Hella, es sind über drei Meilen," wagte der Diener zu erinnern, als sie vor der Stadt rechts ablenkte.

Sie mochte es einsehen und zog das Thier zurück.

„Sie hinkt stark, gnädige Frau."

Es war in der That so. „Es sollte nicht sein!" murmelte sie.

Langsam, wie ein Trauerwagen, fuhren sie durch die kühle Nacht die zwei Meilen zurück. Als sie in Woltersdorf ankamen, lag schon das Morgengrauen über Park und Schlößchen; in den Kastanien lärmten schon die Sperlinge und auf dem Hofe war es bereits lebendig. Feucht von Nachtthau und erfroren betraten sie das Haus. Hortense ging wieder in sein Zimmer, Lucie bestellte Thee. Sie trat dann einen Augenblick in ihre Stube, um ein wärmeres Kleid anzuziehen. Da knisterte ein Papier in der Tasche; schreckhaft kam ihr die Erinnerung an den Kranken in Hohenberg; jetzt durfte sie Hortense nichts davon sagen. Sie setzte eine Depesche auf mit der Anfrage, wie es heute gehe? Herr Weber sei leider abwesend, Hortense nicht wohl, und sie habe deshalb gezögert, es ihr mitzutheilen; sie bitte um Nachricht.

Sie kam wieder herüber und saß getreulich neben Hortense. Erschöpft und fiebernd lag die junge Frau auf dem Sofa; Frau Rein blickte ab und zu mit besorgter Miene herein.

Kein Wort war noch gewechselt zwischen den Beiden. Als die ersten Sonnenstrahlen durch das Fenster lugten, griff Hortense nach des Mädchens Hand:

„Bete für mich, Lucie, — ich kann es nicht!"

Lucie holte das kleine in schwarzem Sammt gebundene Gebetbuch Hortensens, in dem für jeden Tag des Jahres ein Bibelspruch verzeichnet war. Sie schlug den 8. September auf:

„Sei getreu bis in den Tod," las sie. Es war merkwürdiger Weise der Trauspruch.

Die junge Frau wandte sich ab, die Hände vor dem Gesicht gefaltet; so blieb sie regungslos. Unheimlich still war es, die Dienerschaft schlich auf den Fußspitzen umher, als sei ein Todter im Hause. Im Eßsaal klirrten leise Teller und Tassen und scheu lugte der Kopf der alten Rein in das Zimmer.

„Fräulein, was auch geschehen sein mag, essen Sie etwas, sorgen Sie, daß auch die Gnädige etwas nimmt! Essen und trinken muß der Mensch, wie soll er sonst Schweres ertragen!"

Lucie trank ein paar Schlückchen Thee, Hortense wies Alles zurück.

Wer weiß genau zu sagen, wie solche Stunden vorübergehen? Es wurde hoher Morgen, es wurde Mittag; das Bild im Zimmer des Hausherrn war dasselbe noch; zwei schweigende Frauen, auf denen der Bann der Angst lag, der sie so starr machte, als hingen sie an einem Abgrund und die leiseste Bewegung lockerte das bischen Boden, auf dem ihr Fuß noch schwebte, um mit ihnen hinabzustürzen. Mitunter zuckte Hortense empor; dann schien es ihr, als habe sie einen Wagen gehört.

Lucie schickte Frau Rein endlich nach dem Thurmzimmer, und die Alte stand dort und schaute, die Hand über die Augen gelegt zum Schutz gegen die strahlende goldene Septembersonne, und spähte nach der Anhöhe, über welche die mit Ebereschen besetzte Chaussee lief, und nach dem Wagen ihres Herrn.

Und endlich kam etwas über den Berg und bewegte sich langsam vorwärts. Die alte Frau hatte scharfe Augen; sie meinte Pferde und Wagen zu erkennen; es machte sie nur irre, daß Johann gar so langsam fuhr, es war seine Art nicht. Sie stand und stand; nun waren es doch die Füchse, die so mager und hungrig aussahen und so rasch laufen konnten. Sie stieg eilig das schmale Treppchen hinab und winkte unter den Thürvorhängen verstohlen Lucie zu.

„Was ist's?" fragte Hortense, die gefühlt, daß das Mädchen sich von ihrer Seite erhob, und in ihren Zügen spiegelte sich eine tödtliche Angst.

„Ich glaube — der Wagen," sagte Lucie; und auch sie fühlte, wie ihr alles Blut zum Herzen drang.

Hortense wollte aufstehen, aber die Füße trugen sie nicht; sie blieb sitzen, den Kopf nach der Thür gewandt. Die dunkelblaue Sammtschleife, die sie um den Hals trug, bebte in raschen Schlägen; ihre Hände stützten sich gegen die Polster der Lehne.

Nun knirschten die Räder auf dem Kies und verstummten. Und nach einem Weilchen kamen Schritte die Treppe empor.

Die junge Frau stand plötzlich auf den Füßen und eilte zur Thür hinüber; draußen war seine Stimme erklungen: „Ein kleines Malheur, beste Frau Rein, weiter nichts — wo ist meine Frau?"

Hinter Lucie fielen im selben Augenblick die Vorhänge zu; sie schritt eilig durch das Eßzimmer in ihre Stube; ein erlösender schluchzender Schrei hallte ihr nach: „Waldemar! Ach Waldemar!" wie ihn nur Der ausrufen kann, der dem Tod noch eben ins Auge blickte und nun plötzlich in lachendes Leben schaut.

Sie stand vorerst wie betäubt in dem trauten rosengeschmückten Stübchen; dann riegelte sie die Thür hinter sich zu. So hatte sich denn erfüllt, was ihr Alle prophezeit: Hortense wendete sich von ihr. Was sollte nun werden? Sie begann alles Mögliche aus den Schubkästen zu nehmen; sie holte ihre Kleider aus dem Wandschrank und warf sie auf einen Stuhl — man würde ihr das ja nachschicken können; nur fort, so bald wie möglich!

„Fräulein, ich bitte," rief Frau Rein, „der Herr Doktor gebraucht alte weiche Leinewand."

Sie stand einen Augenblick zögernd, dann kam sie mit den Schlüsseln heraus.

„Sie wissen, Frau Rein, wo sie liegt. Ich —"

„Sie sehen ja entsetzlich aus!" rief die kleine alterirte Frau, „legen Sie sich schlafen auf ein Stündchen. Sie wissen doch, der Herr hat einen Schuß durch den Arm? Nicht gefährlich, aber schmerzhaft, ein ‚unglücklicher Zufall auf der Jagd'! Na, es passirt so, und man kann Gott danken, wenn das ‚Hühnerschrot' keinen größeren Schaden thut." Sie war bei diesen Worten schon am Ende des Ganges und verschwand in einer Thür.

Lucie überlegte weiter, während sie sich das Nöthigste für die Reise zurecht legte, ihr Haar flocht und das Gesicht mit kaltem Wasser wusch. Ihr war so unheimlich nüchtern, so kühl zu Muth, als sei da innen in ihrer Brust Alles todt und still. Zu Georg? Wenigstens vorläufig. Wenn er sie nicht aufnahm, dann — sie hatte eine Schulfreundin im Dorfe, die seit Kurzem verheirathet war; ein Unterkommen von ein paar Tagen würde man ihr ja gewähren.

Frau Rein brachte die Schlüssel wieder. Lucie legte sie in den Korb; die Wirthschaftsbücher rechnete sie nach, und die kleine Geldwanne nahm sie aus dem Mittelfach; sie setzte sich dann an den Tisch um ein paar Worte an Hortense zu schreiben. Der Zug den sie benutzen konnte, fuhr erst gegen Abend; sie wollte bis zur Haltestelle gehen; diese mochte kaum eine halbe Stunde entfernt sein. Abschied zu nehmen würde ihr unmöglich sein. Auch war es Nachmittag geworden, Niemand hatte bisher nach ihr gefragt —.

Sie räumte die Sachen alle wieder fort; nur der Regenmantel, die kleine Reisetasche und der Schirm lagen bereit. Dann saß sie müßig am Fenster und blickte mit brennenden Augen auf den plätschernden krystallklaren Wasserstrahl, der aus der umgestürzten Amphore des ziegenhufigen Fauns sprudelte, welcher mit verschmitztem Gesicht inmitten der Nymphenschaar stand.

Allmälich wurde es auch wohl Zeit zum Gehen.

Sie trat vor den Spiegel und setzte das Hütchen auf die blonden Flechten; da öffnete sich die Thür hinter ihr, und in dem Glas sah sie Hortensen's Gesicht, blaß, mit großen erschreckten Augen.

„Was willst Du thun, Luz?" und ihre Blicke flogen über die kleinen Reisevorbereitungen.

Das Mädchen hatte sich gewandt.

„Gehen will ich, wie ich Dir versprach."

„Lucie!" rief die junge Frau schmerzlich, „wiegt denn ein Wort in der Verzweiflung gesprochen, so schwer, daß Du nicht verzeihen kannst?" Und sie schlang, in Thränen ausbrechend, die Arme um den Hals des stillen Mädchen. „Bleib' bei uns; wir haben Dich Beide so herzlich lieb! Ich war wahnsinnig, als ich glaubte, er habe sich von mir gewandt; ich weiß es ja so genau seit ein paar Stunden, seit dieser Nacht schon, daß ich nicht einen Augenblick aus seinem Herzen verdrängt bin! Verzeihe mir und laß mich gut machen, was ich Dir gethan —"

„Nein. Hortense, es ist besser so, und am besten — wir machen rasch ein Ende."

„Ich will nicht, Luz! Stoße mich nicht zurück; ich habe Dir so unendlich viel abzubitten. Seit nicht so furchtbar hart!"

Sie drängte das Mädchen zu dem kleinen Sopha hinüber: „Ich will Dich für Alles um Verzeihung bitten in dieser Stunde," fuhr sie fort, „nichts will ich beschönigen! Ich habe Dich gelehrt, unzufrieden zu sein mit dem bescheidenen Loose, das Du erwählt; ich habe Dich umhergezerrt in der Welt und Dich gehindert, Deine Pflicht zu thun bei Deiner sterbenden Schwester. — Vergieb, Lucie; ich wußte bis jetzt nicht, was es bedeute: Liebe! Friede!" Sie preßte die kleine kalte Hand demüthig an ihren Mund und blickte sie mit überströmenden Augen an. „Vergieb mir und beweise, daß Du mir verziehen, indem Du bei uns bleibst!"

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Hortense; beschäme mich nicht, indem Du mich als ein völlig willensschwaches Geschöpf hinstellst! Ich war kein Kind mehr; was ich gethan und gefehlt — ich allein trage Schuld. — Und nimm auch Dank von mir," fuhr sie fort, als Hortense sprechen wollte; „Du hast mich viel Schönes und Herrliches kennen gelehrt, die Erinnerung daran und an Dich wird mich immer sehr beglücken. Laß mich aufstehen, Hortense, ich will! ich muß!"

„Der Herr läßt bitten, die Damen möchten einmal hinüber kommen," bestellte der Diener, vor der Thür sprechend.

Lucie nahm die Handschuhe. Sie sah an Hortense vorüber. „Komm," sagte sie, ich will auch Deinem Mann noch danken."

Er lag auf dem Sopha in seinem Zimmer, den Arm verbunden. Ein Tischchen mit Wasserkaraffe, Eisstückchen und allen Möglichen, was man bei solcher Gelegenheit braucht, neben sich. Still schritt Hortense zu ihm hinüber, und vor dem Lager niederknieend, sagte sie weinend: „Sie will fort, Waldemar; sie läßt sich nicht versöhnen."

Er hatte dem Mädchen ernst die Hand entgegengestreckt, die ein Blatt Papier hielt.

„Lesen Sie, Fräulein Walter, eben kam das Telegramm."

Lucie erschrak.

„Mein Gott, ich hatte gestern nicht den Muth, davon zu sprechen. Haben Sie Nachricht? Wie geht es dem Baron?"

Hortense sah fragend von Einem zum Andern.

„Dein Großpapa ist unpäßlich; es ist nicht gefährlich; er hat eine kleine Lähmung," erklärte er ihr und strich leise und zärtlich über ihre blassen Wangen. „Und nun will er Dir Lucie wegkapern. Mademoiselle fleht händeringend, sie möge kommen; es sei mit dem alten Herrn, dem es sonst nicht schlechter geht, kaum zum Fertigwerden." Und zu dem Mädchen gewendet fragte er: „Wollen Sie es thun, Lucie?"

Sie stand und sah mit den müden Augen durch das Fenster. Es war ja am Ende so grenzenlos gleichgiltig, wo sie ihre Tage verbrachte. Einen flüchtigen Moment durchzuckte sie der Gedanke an Alfred Adler; aber was hatte sie mit ihm noch zu thun?

„O gewiß, gern, wenn ich nützen kann," sprach sie tonlos.

„Luz, bleibe hier!" schluchzte Hortense. „Luz, ich bitte Dich —"

Sie blickte auf die junge Frau, die noch immer neben ihrem Manne kniete, von seinem gesunden Arm fest umschlungen. Was sollte sie hier? Leise schüttelte sie den Kopf.

„Laß mich gehen, es ist —"

„Wenn Sie lieber hier sind, Lucie —" begann er herzlich. „Glauben Sie, Sie sind uns stets eine liebe Hausgenossin; Großpapa findet wohl eine andere Pflegerin."

„Nein, nein, ich danke, ich gehe nach Hohenberg."

„Eigentlich müßte ich zürnen mit Ihnen," sprach er freundlich ernst, „wie haben Sie die arme kleine Frau in Angst versetzt! Es soll Ihnen aber verziehen sein, Lucie; denn ohne diese Angst wüßte ich vielleicht noch zur Stunde nicht, wie sehr ich geliebt bin."

Sie nahm die dargebotene Hand.

„Ich konnte nicht anders," sagte sie, und eine tiefe Röthe stieg in ihr Gesicht. „Leben Sie wohl, Herr Weber, werden Sie bald gesund! Hortense, ich will nun gehen. Lebt wohl!"

„Gehen?" rief er, „das fehlte noch; bitte, klingele, Hortense."

Die junge Frau trat mit unsicheren Schritten zur Glocke; dann folgte sie stumm dem Mädchen in ihr Zimmer.

„Ich komme mir so schlecht, so grenzenlos schlecht vor!" flüsterte sie.

„Warum, Hortense? Sieh, ich könnte ja hier bleiben. Ihr habt es mir so freundlich angeboten! Daß ich gehe, ist mein freier Entschluß. Lebe wohl!" Sie schluckte herzhaft die Thränen hinunter. „Die Sachen — Du läßt sie mir wohl nachschicken? Werde nicht krank, Hortense, Du siehst so blaß aus. Wenn Du mich einmal brauchst — es kann ja sein — Du weißt, ich komme. Hier, ich hätte es fast vergessen, die Schlüssel, Deine Schlüssel. Kannst Du mir verzeihen, daß ich — es war nur das Verlangen, Dir nützlich zu sein.

Sie war die Treppe hinunter geschritten; der Wagen hielt vor dem Portal, derselbe, der sie einst hierhergebracht.

Hortense sprach nicht mehr; sie mußte die Lippen zusammenpressen, um nicht vor den Dienstleuten laut aufzuschluchzen.

„Ich werde Deinen Großpapa gut pflegen", sagte Lucie und ihr blasses Gesichtchen bog sich noch einmal aus dem Wagen zu ihr hinunter; noch einmal drückten sich Mund auf Mund, Hand in Hand; dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte durch den Park.

Hortense wandte sich, und flog die Treppe hinauf und weinte am Halse ihres Manues; es war als könne sie nicht aufhören. Es weint sich so süß ein Kummer aus, wenn man ein sicheres großes Glück besitzt.

Lucie weinte nicht, während sie in den sinkenden Abend hineinfuhr. Auf der ganzen weiten Welt hätte sie kein einziges Herz gewußt, bei dem sie sich ausweinen durfte, keines.

In Hohenberg kam Lucie am anderen Morgen an. Ein leichter Herbstnebel hing über der weiten Landschaft, undeutlich schimmerten die Thürme und Häuser der Stadt daraus hervor. Sie hatte kein Herzklopfen, als der Zug in den kleinen Bahnhof einfuhr, wie damals, als sie ihrem Glücke entgegen zu eilen vermeinte; auch nicht das peinliche Gefühl, wie bei der zweiten Ankunft; sie stand ruhig und müde am Fenster des Coupés und reichte Peter, der sie mit freundlichem Gesichte empfing, ernst nickend ihr kleines Reisegepäck zu. Die Woltersdorfer hatten wohl telegraphirt, daß sie ankome. Die dicken Schimmel mit dem Landauer hielten vor dem Bahnhofe; sie stieg ein und fuhr durch die morgenstillen Gassen.

Frau Steuerräthin klopfte eben einen Wisch am offenen Fenster aus und sah verwundert ein wohlbekanntes, blasses Gesichtchen in dem Wagen. „Da haben wir's ja," murmelte sie vor sich hin, „und nun kommt das wieder hierher!" Verdrießlich trat sie zurück und erschlug einen Brummer an der Gardine mit dem Tuch. „Unnützes Zeugs! Was sie hier nur will? — Die Frau Hortense wird wohl schon dahinter gekommen sein, was für eine Last sie sich und ihrer Familie aufgepackt hat, mit solcher Freundschaft."

In der Thür des Meerfeldt'schen Hauses stand Mademoiselle mit ausgebreiteten Armen.

„O, quel bonheur, Lucie!" rief sie, „Gott segne es Ihnen! Es war absolument nicht mehr zu ertragen hier!"

Sie drückte die schlanke Gestalt an sich und liebkosend zog sie das Mädchen in ihr Zimmer. Sie ließ sie kaum zu Worte kommen; die ganze Leidensgeschichte des Barons, der unerhörte Schreck, als man ihn bewußtlos gefunden, seine Wuthanfälle, wenn er sich nicht verständlich machen konnte: Alles floß in unaufhaltsamem Redestrom in Luciens Ohr, während sie ohne Appetit vor dem heißen Kaffee saß und ihre schmerzenden Schläfen mit dem Tuche hielt.

„Die Nachtfahrt, ma petite! Ja freilich, das macht Kopfweh. Wie geht's Hortense? O, ich kann mir denken, wie verzweifelt sie über Ihren Weggang. — Zürnen Sie nur nicht; ich kam auf die Idee, Sie zu bitten, unsere barmherzige Schwester, unser Engel des Trostes zu werden. Sie haben so eine eigene Art, so leicht, so zart, und ich bin so ungeschickt, ich kann mich nicht drehen und wenden, nicht bücken. Kommen Sie, der Baron wartet mit Ungeduld."

Lucie ging hinüber zu dem alten Herrn. Er lag in einem fahrbaren Krankenstuhl.

„Lucie, mein Kind," lallte er, „wollen Sie bei mir bleiben? Alter Krüppel geworden. — Danke Ihnen, Lucie," er zog ritterlich die kleine Hand an seine Lippen; „dankbar," stammelte er, „dankbar, über's Grab hinaus."

Sie setzte sich zu ihm und erzählte von Hortense, daß sie glücklich sei, von ihrer schönen Heimath, von ihrem Gatten, der sie auf den Händen trage.

„Ehrenmann! Prächtiger Mann!" sagte der alte Herr, und ein freudiger Strahl brach aus seinen Augen.

Als Doktor Adler, wie gewöhnlich seinen Krankenbesuch bei dem Baron machend, in das Zimmer trat, verschwand eben eine kleine, schwarze Gestalt hinter den Vorhängen der gegenüberliegenden Thür. Er blickte ihr befremdend nach.

„Doktor! Gibt noch Engel in der Welt; Kleine gekommen, mich zu pflegen. Bin so dankbar! Armes Kind! Schlechtes Vergnügen, einen Halbtodten zu versorgen!"

Adlers Miene blieb finster. „Wie geht es Ihnen?" fragte er dann, sich setzend und in gewohnter Weise seine Untersuchung des Kranken beginnend.

In ihrem alten Zimmer oben stand Lucie und blickte sich um; Alles unverändert. Dort lag der stille Garten vor den Fenstern; in den gelbseidenen Gardinen des Himmelbettes fand sie jeden Bruch, jede Falte wieder. Auf der Kommode aber prangte ein Strauß von Georginen und Astern und ein paar späten Rosen, die sich dazwischen sehr gedrückt zu fühlen schienen. Den hatte wahrscheinlich Mademoiselle dorthin gestellt.

Eine furchtbare Müdigkeit überkam sie nach den zwei durchwachten Nächten; sie legte sich auf das Bett und schlief einen bleiernen Schlaf, der nicht erquickt, wie er nach großer Abspannung einzutreten pflegt. Erschöpft wachte sie auf, trocknete die feuchten Perlen von ihrer Stirn und begann ihr Tagewerk.

Bald lebte sie sich ein in die neuen Pflichten; es waren ihrer nicht viele; aber unendliche Geduld beanspruchten sie bei dem Kranken, dessen Sprache sie allein nicht verstand. Und nun folgten sich die Tage in öder Einförmigkeit; die Stunden jedes einzelnen glichen sich genau in ihrer Wiederholung; wie eine aufgezogene Uhr spann sich das Leben ab. Es ist schlimm, wenn ein junges Herz den Schlaf herbeifehnt, um den Tag zu vergessen, der ihm nichts weiter bringt, als Arbeit und Gram; schlimm, wenn es Morgens das Erwachen wie einen Schmerz empfindet und mit umflorten Augen in den goldigsten Sonnenglanz schaut, als wäre es ein grauer Regenhimmel. „Schon wieder ein Tag! Wäre er vorüber! Was soll ich noch auf der Welt, wozu lebe ich?"

Trüb und still gingen der September, der Oktober vorüber; der November kam; in den Kachelöfen brannten die Feuer, und im Speisesaal war es so finster, daß zum Diner eine der Lampen des Kronleuchters angezündet werden mußte. Mademoiselle stemmte ihre Füße gegen das Gitter des Kamins und trug einen rothen Shawl, in den sie sich wie ein Eskimo einwickelte.

Der Baron stand fast gar nicht mehr aus dem Bette auf; ihn fror beständig. Lucie saß geduldig neben ihm, die Zeitung vorlesend, plaudernd, oder sie hörte zu, wenn er aus seinem bewegten Leben erzählte, in der abgebrochenen Redeweise, die seine Krankheit mit sich brachte.

So saßen sie wieder an einem trüben Abende des Novembers; draußen hing ein düsterer Himmel hernieder; einzelne große Schneeflocken taumelten in der Luft und legten sich wie Sterne gegen die Scheiben der Fenster. Die kleine Französin sprach heute wenig; die Hammelrippchen, die Peter zu eingelegten grünen Bohnen servirte, nahmen ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch; sie waren nach ihrer Aussage fast so excellent, wie daheim im schönen Frankreich.

Lucie stand am Fenster und sah starr hinüber, wo durch die Pforte eine große Männergestalt trat, von Peters Laterne mit zuckendem Schein gestreift; und nun schloß sich die Pforte hinter ihm, und sie kamen auf das Haus zu. Lucie erkannte, daß noch ein kleines Wesen neben dem Fremden einherging. Dann trat sie bestürzt zurück und eilte aus dem Zimmer.

„Was giebt's?" rief Mademoiselle, aber Lucie hatte schon die Thür aufgerissen; „Georg?" fragte sie athemlos, „Du?"

Es bebte freudig in ihrer Stimme; er kam zu ihr — er hatte sie nicht ganz vergessen!

Im Hausflur stand der Oberförster, sein jüngstes Töchterchen neben ihm. Er nahm die Pelzmütze ab und streckte Lucie die Hand entgegen. „Ja," sagte er, „ich! Ich habe den Zug in L. verpaßt und komme darum zu spät. Ich wollte Dich sprechen, Lucie —" er stockte — „und die Annemarie soll zum Doktor; ich störe doch nicht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein," erwiderte sie und sah ihn an. Er schien so gebeugt, so gealtert.

Mademoiselle, die einen Augenblick gelauscht, machte die Thür geräuschvoll wieder zu; was sie da sah, ging sie nichts an. Peter hatte sich entfernt, nachdem er die Laterne auf einen Bord im Flur gestellt. Die Drei standen noch immer in dem kalten Raume.

„Mich friert," sagte die Kleine weinerlich.

„Kommt," bat das Mädchen und ging der Treppe zu. Dann wandte sie sich und führte die unerwarteten Gäste in das Eßzimmer. Im Kamin glühten die Kohlen noch und eine der Lampen brannte am Kronleuchter über dem Tisch inmitten der Stube.

„Lege doch ab," sagte Lucie zu dem Schwager und kniete vor dem Kinde nieder, um ihm das Mäntelchen auszuziehen. „Ihr seid gewiß hungrig und durstig und erfroren; gleich sollt Ihr essen."

„Die Kleine vielleicht," erwiderte der Oberförster, „ich esse lieber im Hotel, wo ich wohne. Kannst Du Annemarie hier behalten?"

Er hatte den Pelz abgenommen und sah zu Lucie hernieder, die eben das Hütchen von dem Blondkopf nahm und das Kind küßte und wieder küßte. Sie nickte mit überströmenden Augen. „Was fehlt ihr?" fragte sie aufstehend.

„Immer noch dasselbe; sie wird von Tag zu Tag magerer. Es ist ja auch kein Wunder."

Lucie ging in die Küche und bat um etwas Milch und Weißbrot für die Kleine, und dann trat sie an das Bett des alten Herrn.

„Mein Schwager ist ganz plötzlich angekommen," sagte sie, mit einer Stimme, aus der man ihre freudige Aufregung erkannte, „sonst wäre ich schon hier und läse die Zeitung vor. Darf ich Mademoiselle an meine Stelle schicken?"

„Dank! Dank!" stammelte der Baron. „Was will Nemmert? Doch nicht Sie holen, Lucie?" Wünscht er mich zu sehen — gerne, gerne!"

„Ich werde ihn nachher schicken," erwiderte das Mädchen. „Warum er kommt, weiß ich nicht."

„Oder lieber morgen früh," sagte der Baron. „Ja, das ist besser, besser — ich bin so müde heute." Er reichte ihr nun die Hand. „Schlafen Sie wohl, Lucie!"

Sie kam wieder in die Eßstube zurück. Was mochte er wollen? Und mit dieser Frage in den großen Augen setzte sie sich still ihm gegenüber in den hochlehnigen Kaminsessel.

Er hielt die Kleine auf dem Schoß und sah in die Gluth.

„Wie geht es Dir denn sonst?" fragte er, ohne aufzublicken, mit leiser, etwas heiserer Stimme, die bei vielen Menschen das Zeichen großer Gemüthserregung ist.

„Ich danke, gut! Und Dir?"

„Wie soll es mir gehen? Du kannst es Dir denken — allein mit den Kindern. Sei nur nicht böse, daß ich Dir nie geschrieben habe. Im Anfang wußte ich nicht, was? Ich war so erbittert, auch auf Dich, und jetzt dachte ich, es wäre besser, ich redete selbst mit Dir; Du weißt, ich bin nicht für's Schreiben."

„Ich hatte auch schuld," sagte sie; „ich bin Dir nicht böse, aber wenn Du wüßtest, wie damals die Verhältnisse lagen! Sprich, Georg, kann ich irgend etwas für Dich thun?"

„Lucie," und er ließ das Kind von seinem Schooß und drängte es zu ihr hinüber, „Du weißt, wie ich Mathilde geliebt habe —"

„Ja!" sagte sie.

„Und Du auch, Du auch! Wenn Du auch damals nicht gekommen bist."

„Ich auch, Georg, Gott weiß es!"

Er schwieg und zog das rothbunte Taschentuch hervor und fuhr sich über die Stirn.

„Es geht nicht länger so," sprach er, „wenn nicht die Kinder ganz verkommen sollen."

„Du möchtest, Georg, daß ich —"

„Die Kousine verträgt sich mit den Erzieherinnen nicht; sie hat vorige Woche die Dritte weggebissen; sie keift den lieben langen Tag im Hause umher; die Kinder haben Angst vor ihr und ewig sehe ich weinende Gesichter. Ich möchte schelten und strafen, sobald ich mich blicken lasse, und wahrhaftig — nie war Friede mir nöthiger, als jetzt."

„Du meinst, ich soll kommen, Georg, der Kinder wegen?" fragte sie noch einmal. „Du weißt es ja, ich wollte schon damals bei ihnen bleiben."

„Sie sind verlassener, als Du denkst, Lucie," sagte er ausweichend.

„Und glaubst Du, daß die Kousine sich mit mir vertragen wird, Georg?" Sie war aufgestanden und hatte ein kleines Präsentirbrett mit der dampfenden Tasse aus Peters Händen genommen.

Er antwortete nicht; er betrachtete sie, während sie das Kind an den Tisch führte, auf den Stuhl hob und ihm die heiße Milch in der Unterkasse kühlte. Es lag wie Angst in seinen Blicken.

„Nein, die Kousine bliebe nicht, wenn Du —"

Lucie kam zurück und stand jetzt vor dem Schwager, ihn erstaunt ansehend.

„Setze Dich," sprach er, „ich will Dich etwas fragen."

Sie saß gehorsam nieder.

„Viel schöne Worte machen kann ich nicht, Lucie," begann er, tief Athem holend.

„Es ist auch nicht nöthig, Georg," unterbrach sie mit ihrer müden Stimme, „wenn mich Mathildens Kinder brauchen, so komme ich; sie müssen dann sehen, wie sie hier ohne mich fertig werden."

(Fortsetzung folgt.)

— Glaubhaft. Student (am Biertische beim vollen Glase): „Eigenthümlich! Wenn man einen Afrikareisenden spricht, so hört man ihn immer über Wassermangel klagen. Ich, für meinen Theil, könnte das ganze Jahr ohne Wasser leben!"

Packetpost in's Ausland.

Wohl kein Zweig unseres Postdienstes hat sich seit einem Jahre in so bemerkenswerther Weise entwickelt, wie die Beförderung von Waarenpacketen nach und von auswärtigen Ländern. Bis vor einem Jahre noch war eine solche Post sogut wie gar nicht vorhanden; es bestand noch das alte System, nach welchem die Absendung jedes Waarenpackets in das Ausland von Fracturen begleitet sein mußte, die eine genaue Inhaltsangabe, einschließlich Gewicht, Qualität und anderer Einzelheiten enthielten. Diese Documente mußten von Consuln für das Land, nach welchem die Sendungen gingen, beglaubigt werden, und die Consuln konnten hierfür Gebühren erheben, welche oft den Profit von den Waaren mehr als aufwogen!

Es ist leicht begreiflich, daß durch dieses System der Auslandhandel mit gewissen Waarenclassen thatsächlich unmöglich gemacht wurde, und es ist eigentlich zu verwundern, daß man nicht schon früher Wandel schaffte.

Vor 11 Monaten wurde die erste Packetpost-Convention, und zwar mit Jamaica, abgeschlossen. Gegenwärtig jedoch haben wir, wie Herr Bell (der Superintendent des auswärtigen Postdienstes) in seinem Jahresbericht angiebt, solche Verträge auch mit Canada, den Bahama-Inseln, mit Barbados, Britisch-Honduras und Merico; außerdem sind solche mit sämmtlichen süd- und centralamerikanischen Staaten, sowie mit den westindischen Inseln, unter Verhandlung.

Durch die neuen Verträge nun wird der ganze Fracturen- und Consularbeglaubigungs-Apparat abgeschafft. In dem Lande, von welchem die Waaren abgehen, werden nur 12 Cents Porto für das Pfund erhoben, und das Porto kommt ausschließlich diesem Lande selbst zugute. Andererseits trifft das auswärtige Land seine eigenen Verfügungen bezüglich Erhebung von Zoll auf entsprechende Artikel, und auch das geschieht in so einfacher Weise wie möglich; der schuldige Betrag wird außen auf dem Packet vermerkt, und der Adressat kann nach Zahlung desselben sofort seine Waaren in Empfang nehmen. Es können gegenwärtig Waarenpackete nordwärts nach allen Theilen Canadas und südwärts bis zur Grenze von Guatemala ohne alle Umstände versandt werden, vorausgesetzt, daß jedes Packet höchstens 4 Pfund und 6 Unzen wiegt. Hr. Bell hält die Zeit, wo wenigstens der ganze amerikanische Continent durch eine Packetpost-Union vereinigt sein wird, für sehr nahe.

Daß dieses System einen bedeutenden Aufschwung des Kleinhandels, daneben eine großartige Zunahme der Briefe von Geschäftsfirmen und viele andere Vortheile im Gefolge haben muß, kann gar nicht in Frage gestellt werden und ist schon jetzt durch Erfahrung bestätigt. Und die Thatsache, daß wir solchergestalt einer geschäftlichen Vereinigung aller Länder unserer Hemisphäre zu einem großen Ganzen um einen Schritt näher kommen, ist gewiß mit Freuden zu begrüßen.

Ein inhumaner Vorschlag.

Wegen der in letzter Zeit im Staate Nevada so häufig vorgekommenen Mordthaten macht ein dortiges Blatt den Vorschlag, zur Verfolgung der Verbrecher Bluthunde zu benützen. Der Umstand, daß die dortigen Bodenverhältnisse, besonders in den Bergen, die Flucht eines Verbrechers so sehr begünstigen und er eigentlich in Sicherheit ist, sobald es ihm gelingt, den Verfolgern aus dem Gesicht zu kommen und daß es in den meisten Fällen unmöglich sein wird, ihn später wieder zu erkennen, läßt diesen vom Standpunkte der Humanität aus durchaus verwerflichen Vorschlag vielleicht in milderem Lichte erscheinen, so grausam eine solche Menschenjagd auch aussehen mag. Wenn die Sheriffs und ihre Gehilfen mit Bluthunden ausgerüstet wären, dann hätten sie allerdings verhältnißmäßig leichtes Spiel; denn diese Thiere haben einen so scharfen Geruch, daß sie z. B. irgend ein Wild durch ganze Heerden derselben Gattung hindurch verfolgen, ohne die Spur zu verlieren, und daß sie die Spur 12 bis 14 Stunden, nachdem sie gemacht wurde, noch erkennen. Dabei sind sie in der Verfolgung nur so schnell, daß ihnen ein Reiter bequem folgen kann, und sie können so gezogen werden, daß auch ein Fußgänger mit ihnen Schritt zu halten vermag. Einen Irrthum gibt es bei diesen Thieren kaum; sie folgen der einmal aufgenommenen Spur mit fast absolut tödtlicher Sicherheit. Das Nevadaer Blatt ist der Ansicht, daß Räubereien und ähnliche Unthaten sofort seltener werden müßten, sobald es bekannt wäre, daß eine Meute Bluthunde zur Verfolgung bereit stehe, und daß die Sicherheit für Leben und Eigenthum in demselben Maße zunehmen würde. Jedes County im Bergland sollte, nach diesem Vorschlage, von Amtes wegen, Bluthunde halten. Ob die Ansicht richtig ist, daß die Abschreckungstheorie in der That wirksam sein würde, ob die Verbrecher sich durch den Umstand, daß man sie mit Bluthunden verfolgen werde, von Unthaten würden abhalten lassen, ist mindestens sehr zweifelhaft. Mit Bezug auf Ergreifung der Flüchtigen hätte das Blatt jedenfalls eher das Richtige getroffen. An eine Durchführung des gemachten Vorschlages ist natürlich kaum zu denken.

Aus Indien.

Von der Großartigkeit jenes poetischen Landes, das in naher Zukunft infolge neuer Eisenbahnverbindungen mit dem Innern Asiens viel genannt werden dürfte, und dessen Getreide das amerikanische vom Weltmarkt zu verdrängen droht, haben Viele noch keine richtige Vorstellung.

Verweisen wir auf einige Zahlen. Der indische Continent ist so groß, wie ganz Europa westlich von der Weichsel, und hat 30,000,000 Einwohner mehr. Auch übertrifft er hinsichtlich der Zahl der großen Städte, der Menge alterthümlicher Menschenstämme und der riesigen, fast verwirrenden Mannigfachheit der Civilisationsformen bei Weitem jene Europagegend.

Ein colossales Militärland kann aus Indien gemacht werden. Die wehrfähige, d. h. die männliche Bevölkerung Indiens beträgt mindestens 120,000,000! Nach Gibsons Berechnung kommt dies der Gesammtbevölkerung des alten römischen Reiches gleich. Würde das preußische Aushebungssystem in Indien angewendet, so könnten, ungerechnet alle Streitkräfte, welche in Friedenszeit nicht aufgeboten werden, 2,500,000 Soldaten thatsächlich in den Kasernen liegen, und jedes Jahr kämen noch 700,000 Rekruten hinzu.

Jeder in Europa existirende Industriezweig kommt auch in Indien vor. Der Landbau ist ein ganz enormer; neben vielen Millionen wohlhabender Bauern finden sich ebenso viele andere Millionen, welche in unglaublicher Armuth leben. Indien braucht trotz seiner außerordentlich dichten Bevölkerung absolut nichts zum Essen oder Trinken zu importiren und thäte es auch nicht, wenn die Europäer nicht wären.

— Eine erschütternde Begebenheit trug sich vor 2 Wochen in den frühesten Morgenstunden auf dem zwischen Dunakesz und Palota sich hinziehenden Schienengeleise der österreichisch-ungarischen Eisenbahn-Gesellschaft zu. Der aus Wien kommende Postzug eilte der Hauptstadt zu, als plötzlich bei einer Biegung aus einem Gebüsche eine junge Frauensperson, ganz weiß gekleidet, den Kopf mit Brautkranz und Schleier geschmückt, hervorstürzte und sich vor dem heranbrausenden Zug auf die Schienen hinwarf — im nächsten Momente waren Lokomotive und Waggons über die Unglückliche hinweggerollt. Als der Zug zum Stehen gebracht war, eilten die Bahnbediensteten herbei und fanden die Unglückliche bewußtlos u. blutüberströmt auf den Schienen; beide Füße waren ihr in der Kniegegend furchtbar gequetscht, und außerdem war der Unterkiefer herabgerissen. Vorerst wurde die Verunglückte in das nächste Wächterhaus und dann mit dem nächsten Omnibuszuge in die Hauptstadt befördert. Die Verletzungen waren so gefährlicher Natur, daß noch im Bahnhofe die Amputation der Füße vorgenommen werden mußte; hierauf wurde die Unglückliche auf die chirurgische Klinik übertragen. Die Lebensüberdrüssige ist die achtzehnjährige, aus Mähren gebürtigte Gouvernante Anna Sechert. Sie weilte zuletzt in Dunakesz, im Hause des dortigen Notars Kiß, dessen Frau eine nahe Anverwandte der Sechert ist. Das hübsche Mädchen hatte vor nicht langer Zeit die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der ihr das Heirathsversprechen gab; doch war es ihm mit dem Versprechen nicht voller Ernst, und bald mußte die Sechert zur Erkenntniß gelangen, daß sie einem Unwürdigen ihr Herz geschenkt habe; wohl versuchte sie durch wiederholtes Bitten den jungen Mann zur Pflicht zurückzurufen, allein Alles war vergebens. In ihrer Verzweiflung faßte sie endlich den Entschluß, sich gewaltsam das Leben zu nehmen. Sie zog ein weißes Ballkleid an, ihren Kopf schmückte sie mit Schleier und Kranz, Myrthen und Orangenblüthen, dann ging sie und warf sich auf die Schienen vor den Zug hin. In ihrem Besitz wurde, wie Wiener Blätter noch mittheilen, die Photographie des jungen Mannes und ein Schreiben gefunden. Dasselbe lautet: Liebe Anverwandte! Ich bedaure sehr, daß ich auf eine so schreckliche Weise enden muß, da Derjenige, den ich liebte, mich nicht zur Frau nehmen will. Selbst im Tode gedenke ich sein, er vergesse ja nicht, zu meinem Begräbnisse zu kommen und mir eine Kamelie in den Sarg zu legen. Lebet wohl, meine lieben Verwandten und gedenket Eurer unglücklichen Anna.

— Ein äußerst gewandter und frecher Betrug ist in Neapel verübt worden. Zu einem reichen Goldschmied kamen zwei Griechen, deren einer sich Corcazahi Caralambo nannte. Sie brachten vor, die Umstände nöthigten sie, eine Anzahl edler Steine zu verkaufen, welche jedoch gegenwärtig noch in Malta seien; deshalb möchte der Goldschmied ihnen auf eine kleine Schachtel voll prächtiger Diamanten, welche sie vorwiesen, aber nicht verkaufen zu dürfen behaupteten, zwölfhundert Francs für die Reise leihen. Der Goldschmied erkannte die vorgewiesenen Steine als äußerst werthvoll und ließ ihnen das Geld ohne jedes Bedenken. Beim Weggehen bemerkte Caralambo, er möge ja den Brillanten gut Sorge tragen, und es sei vielleicht besser, man versiegele die Schachtel. Gesagt, gethan. Der Grieche selbst siegelte das kleine Packet und gab es dann dem Goldschmied ab. Als die Edelstein-Verkäufer auffällig lange Zeit nicht wiederkamen, brach der Goldschmied das Schächtelchen auf und fand nichts darin als kleine Glasscherben. Beim Siegeln hatte der Grieche einen kleinen Taschenspielerstreich gemacht und die echten Brillanten wieder an sich genommen. Es ist gelungen, den Betrüger zu verhaften.

— Ein sonderbarer Fund wurde kürzlich bei einer Felddienstübung von einem Grenadier gemacht. Derselbe gehörte zu einer Patrouille, welcher die Aufgabe zufiel, in der Gegend von Reinickendorf (Provinz Brandenburg) den Feind zu recognosciren. Auf dem Rückwege zur Feldwache stieß der Krieger mit dem Fuße an einen ledernen Gegenstand, den er aufnahm und welchen sein Patrouillenführer, ein Einjährig-Freiwilliger, für eine Tournüre erklärte. Bei näherer Betrachtung fand man in diesem intimen Toilettenstück eine Anzahl rosafarbener Briefchen, die anscheinend einen Studenten zum Verfasser hatten und an eine im hohen Norden Berlins wohnende Dame gerichtet waren. Der Finder überließ gegen eine kleine Fundgebühr seinem Patrouillenführer die sonderbare Brieftasche, und als man wieder in der Kaserne angelangt war, suchte der Einjährige die „Dame" auf, um ihr ihr Eigenthum auszuhändigen. Er traf sie auch glücklich allein an — aber es war, zu seinem Erstaunen, ein Mädchen im zartesten Backfischalter. Unter diesen Umständen zögerte er natürlich mit der Herausgabe und deutete an, daß er seinen Fund lieber den Eltern übergeben würde, aber die Kleine bat so inbrünstig, dies nicht zu thun, daß sich der junge Soldat schließlich erweichen ließ. „Papa und Mama haben ja keine Idee von Benno's Existenz. Bitte, geben Sie mir mein Cul wieder oder — Sie treiben mich in den Tod," drohte der Backfisch. „Ich habe für Benno's Liebesbriefe keinen sichereren Platz, als in meiner Tournüre, die ich am letzten Sonntag bei einem Spaziergang mit meinen Eltern verlor. Sie glauben nicht, welche Angst ich bei dem Gedanken ausgestanden habe, daß ein ehrlicher Finder zu einem blassen Verräther werden könne. Bitte! bitte! geben Sie mir die Tournüre," flehte das hübsche Kind. — Als der Einjährige ihrem Wunsche nachkam, vergaß das Mädchen in der Freude seines Herzens dessen Gegenwart ganz, brachte die Briefe an ihre Lippen, den Toilettegegenstand an seinen Bestimmungsort, jubelte und lachte, und der junge Soldat nahm den Humor des Vorfalles als genügende Belohnung und an Stelle des Dankes, den die kleine Verliebte vergessen, mit nach Hause.

— Die bekannte Frauenrechtlerin, Duellistin und Wanderpredigerin Astié de Valsayre in Paris, die schon mit der Polizei Unannehmlichkeiten hatte, weil sie ohne besondere Erlaubniß in Männerkleidern einherging, redet in einem offenen Schreiben dem Damenschneider Worth in's Gewissen, damit er als Herr über die Mode ein hübsches, bequemes und hygienisches Costüm erfinde für die Frauen, denen die Röcke bei allem Thun und Lassen hinderlich seien. Etwa so: der Rock müßte gekürzt und die Unterkleidung durch eine Pumphose ersetzt werden, welche man in Stiefel stecken und durch Gamaschen ergänzen könnte. Darüber würden sich, meint Frau Astié, nur solche weibliche Wesen beklagen, die Sichelbeine haben, während die übrigen dadurch an Leichtigkeit, Anmuth und Alle an Gesundheit gewinnen würden.

— Umsonst. „Es ist zum Verzweifeln! Vorig's Jahr hab' ich meinen Gaul weggegeben, weil er vor jedem Wirthshaus stehen geblieben ist, und nun, da ich mir ein Velociped angeschafft, kennt das verdammte Fuhrwerk die Wirthshäuser auch schon!"

Seifenblasen.

— Wen das Glück nie anschaut, der nennt es blind.

— Den gesundesten Menschenverstand hat natürlich nur derjenige, welcher unsere Meinungen bewundert.

— Nicht jeder Ehrliche ist aus Ehrlichkeit ehrlich.

— Das Anziehendste an einer Frau ist oft nur der Umstand, daß man sie nicht näher kennt.

— Die meisten Menschen gleichen den Statisten auf der Bühne: sie sind über den Zweck ihres Daseins ewig im Unklaren.

— Eine lustige Geschichte von „Karl Herzog von Schiller." — Der gestrenge Herzog Karl von Württemberg pflegte mit seiner Gemahlin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, von Zeit zu Zeit der von ihm gegründeten Karlsschule einen unerwarteten Besuch abzustatten und mit dem ersten besten Zögling, der ihm gerade begegnete, ein scharfes Examen anzustellen. Erhielt der Herzog gute und schlagfertige Antworten, so sprach er dem glücklichen Examinanden seine Befriedigung aus. Stotterte aber der überraschte Schüler etwas Unverständliches oder Falsches hervor oder blieb er sogar die Antwort schuldig, dann drehte sich „Karl Herzog", wie er in Schwaben genannt wurde, kurz um, indem er zu seiner Gemahlin sagte: „Komm Fränzel, laß den Dummkopf stehen!"

Natürlich wurden diese Unglücklichen von ihren Kameraden tüchtig ausgelacht, und bot diese Gewohnheit des Herzogs den Karlsschülern reichlich Stoff zur Unterhaltung. So verstand es Schiller vortrefflich, den Herzog zu copiren. Dies kam auch Karl zu Ohren. Eines Tages erschien er wieder mit seiner Gemahlin und traf Schiller in der Vorhalle. Die sogleich mit diesem ex tempore angestellte Prüfung verlief gut. Dann aber machte Karl auf einmal ein grimmiges Gesicht und sagte: „Hör' Er einmal, Schiller, Er soll mich ja so gut agiren können? Ist das wahr? Will einmal sehen, wie Er das macht. Wer mich, den Herzog, agiren will, muß seine Sache verstehen oder das Donnerwetter soll ihn regieren. Also vorwärts!" Schiller bat nun entschlossen den Herzog, die Rolle des Karlsschülers zu übernehmen, und donnerte: „Hör' Er einmal, Schiller, man hat mir gesagt, Er nehme sich heraus, mich, den Herzog, agiren zu wollen. Ist das wahr?" Da Karl nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Nun vorwärts und heraus mit der Sprache, oder das Donnerwetter soll ihn regieren!"

„Ew. Durchlaucht verzeihen," erwiderte der Herzog launig, „unüberlegter Scherz...." — „Ein Scherz!" rief Schiller, warf dem Herzog einen zornigen Blick zu, reichte dann der Gräfin Hohenheim den Arm und sagte wegwerfend: „Komm, Fränzel, laß den Dummkopf stehen!" Karl schaute einen Augenblick dem fortschreitenden Paare nach und brach endlich in ein schallendes Gelächter aus.

— Wie eine Rossini'sche Arie entstand. Rossini wurde in Wien mehrmals an die Tafel des Fürsten Metternich gezogen. Dieser ließ bei solchen Gelegenheiten den Ernst des gewichtigen Staatsmannes bei Seite und liebte es, wenn man fröhlich war. Das Gespräch war auf die deutsche Musik gekommen, welche Rossini so hoch verehrte, daß er äußerte, er könne nicht deutsch componiren, und da bat er denn den Fürsten Metternich, er möchte ihm doch ein deutsches Lied vorsingen, das er als Thema zu einer heroisch-tragischen Arie für seine neue Oper „Semiramis" verwenden könnte. Anfangs lehnte der Fürst die Bitte ab und meinte, er könne sich auf keine passende Melodie besinnen. Indeß drangen wiederholt die anwesenden Damen in den Fürsten. Bereitwillig endlich, flüsterte er seiner schönen Nachbarin die Worte zu: „Dem Italiener wollen wir einen recht heroisch-tragischen Streich spielen." Lieber Maestro, sagte er, ich kann mich nur auf ein einziges deutsches Lied besinnen, vielleicht können Sie davon Gebrauch machen; es ist eine Melodie des höchsten Schmerzes und der Verzweiflung. Darauf sang Fürst Metternich das einst in allen Spinnstuben gesungene Lied: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht." Rossini war begeistert von der reizenden Melodie und nahm sie als Thema sowohl in der großen Arie mit Chor der „Semiramis", als auch in der Ouvertüre. Ueberall machte die Melodie den tiefsten Eindruck, aber die Deutschen konnten nie begreifen, wie die Königin von Assyrien, während sie den Tod ihres Gemahls beweint, singen kann: „Freut euch des Lebens."

— In einem hocharistokratischen Club erzählte man sich Duellgeschichten. Der junge Graf von Eisenstein wollte seine Kameraden übertrumpfen und erzählte folgende Geschichte: „Was Sie da erzählen, das ist nichts gegen die Kaltblütigkeit meines Ahnen Lindolf. Derselbe wurde von einem Standesgenossen beleidigt, und man beschloß, das Duell auf der Stelle ohne Zeugen in dem Zimmer abzumachen, in dem man sich befand. Mein Ahn Lindolf war nämlich ein Teufelskerl, der gleich vom Leder zog, und sein Gegner war kein geringerer Eisenfresser. Mein Ahn war ein Duellist ersten Ranges, aber diesmal verließ ihn das Glück. Sein Gegner spießte ihn auf und nagelte ihn gegen die Thür. Und wissen Sie, was da mein Ahn, der Graf Lindolf, sagte? Er sagte bloß mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit: „Ich bin besiegt, aber ich bin neugierig, wie Sie jetzt zur Thür 'rauskommen werden." — Schneidig, was?"

— Schwedische Flüche. — Die Schweden — schreibt ein englischer Reisender — haben eine ganz eigenthümliche Art zu fluchen. Gesetzt den Fall, daß ich auf einer skandinavischen Landstraße einem Reisenden begegnete und seinem Schlitten zu nahe käme, so würde er mir vielleicht einfach zurufen: „Tausend Teufel!" Wenn mir eine so kleine Anzahl von Teufeln keine Achtung einflößen sollte, dürfte er sie steigern und mir zurufen: „Zehntausend Teufel!" Wenn ich noch immer nicht Anstalt mache, zerknirscht in die Erde zu sinken, so steigert er die Zahl bis in die Millionen, und wenn das nicht hilft, dann rückt er mit seinem letzten effektvollen Coup heraus und donnert mir zu: „Zehn Millionen pommersche Teufel!" Dem kann Niemand widerstehen. Auf diese Weise erkennt man den Grund der Aufregung eines Schweden, aber diese muß den höchsten Grad erreicht haben, wenn er seinen letzten Trumpf — die „pommerschen Teufel" — ausspielt.

— Ein schottisches Journal bringt die nachstehende Annonce, die jedenfalls einzig in ihrer Art ist: „Ein Standort für Bettler, der 30 Schillinge per Woche einbringt und in einer guten, wohlthätig gesinnten Nachbarschaft belegen ist, ist zu verpachten."

— Alles vergeblich. Mann (in der Kneipe): „Laßt mich nach Hause gehen, Freunde! Meine Frau soll nicht mehr sagen, daß ich ein Bummler sei." — (Zu Hause) Frau: „Du kommst schon um zehn Uhr zurück? Wie früh hast Du heute angefangen zu trinken?"

— Lebensweisheit. Widerwärtigkeiten sind Pillen, die man schlucken muß und nicht kauen.